

Gewalt gegen das eigene Volk

Die Demonstranten, die in Syrien gegen das Regime auf die Strasse gehen, riskieren ihr Leben. Eine Reise zu den Aktivisten zeigt, wie brutal und skrupellos die Truppen des Präsidenten den Aufstand zerschlagen. Reportage über einen verzweifelten Kampf um die Freiheit. *Von Alexander Bühler, Damaskus*

Ein Jasminbaum in der Mitte des Innenhofs streut seine Blüten, ein süsslicher Duft geht von ihnen aus. Eine friedliche Stimmung – wären nicht gerade Schüsse verklungen. Zunächst eine kurze Salve, danach eine längere, dumpf klingende. Ein schweres Maschinengewehr. «Vielleicht sind ein paar Soldaten desertiert», sagt einer der acht Männer, die sich in Duma in einem Haus versammelt haben. Sie gehören zum lokalen Komitee, das die Demonstrationen in dieser Stadt nahe Damaskus organisiert. Zu ihrer eigenen Sicherheit müssen sie namenlos bleiben, denn die Regierung verfolgt sie und ihre Familien.

Es ist Freitagnacht, gegen zwei Uhr früh. Lachend und scherzend nehmen die Oppositionellen im Wohnzimmer ein grosses Mahl ein, sitzen gemütlich auf Kissen, vor sich das Essen auf einer Plasticdecke. Immer wieder klingeln Handys, immer wieder stehen Einzelne auf, um im Hof Gespräche zu führen. Morgen soll nach dem Gebet in den Moscheen die grosse Demonstration stattfinden. Morgen werden sich die Männer wieder treffen und gemeinsam mit anderen Oppositionellen der brutalen Shabiha-Schlägertruppe des Asad-Regimes, der Armee und den Geheimdiensten gegenüberstehen. Auch

die Gegenseite hat sich vorbereitet, Tausende Soldaten sind bereit.

Öffentlich gefoltert

Noch ist es nicht so weit. In den frühen Morgenstunden verabschieden sich einige Männer. Ihr Nachhauseweg wird sie nahe an Kontrollpunkten des Militärs vorbeiführen. In der Nacht zuvor, erzählen sie aufgebracht, seien dort Passanten in aller Öffentlichkeit gefoltert worden. Die Soldaten hätten ihnen die Zigaretten am Körper ausgedrückt. Laut seien ihre Schreie und Hilferufe zu hören gewesen, doch niemand habe ihnen beistehen können. «Das Regime versucht, uns einzuschüchtern», erklärt einer. «Sie wissen, dass sie mit uns machen können, was sie wollen.»

Die Brutalität gehört zum Alltag. Einige Tage zuvor haben Soldaten 180 Personen wahllos festgenommen, unter ihnen auch Schulkinder. Wer zur falschen Zeit am falschen Ort ist, fällt ihnen zum Opfer: Ein 60-jähriger Taxifahrer wurde grundlos verhaftet und im Gefängnis stundenlang auf den Kopf geschlagen. Die Oppositionellen behaupten, dass die Shabiha-Truppen des Präsidenten auch systematisch Frauen vergewaltigten. Das dadurch entstandene Gefühl der Schande zerstöre die Familien. Die Vergewaltigungen ihrer Frauen wollen die Oppositionellen nicht unbeantwortet lassen –

doch sie sind in der Zwickmühle: Lassen sie sie weiter zu, werden noch mehr Frauen vergewaltigt. Reagieren sie mit Gewalt, hat das Regime einen Vorwand, noch härter zuzuschlagen.

Tausende in Kerkern

Vor den Zimmertüren bewegt der Wind die Vorhänge. Die Aktivisten versuchen, ruhig zu bleiben. Doch die Anspannung ist gross. Sie wissen, dass sie ihr Leben riskieren. Kaum ist eine Zigarette ausgedrückt, stecken sie sich die nächste an. Seit sieben Monaten protestieren Syrer gegen den Präsidenten Bashar al-Asad und sein Regime, das nur mit Gewalt reagiert. Bodentruppen, Panzer, Kriegsschiffe, Kampfjets – jedes Mittel ist der Regierung recht, um die Opposition zu ersticken. Und doch sind Städte wie Daraa oder Homs zu Symbolen für die Syrer geworden. Denn trotz den Hunderten Toten in diesen Städten geben die Befürworter der Freiheit nicht auf – sie feiern Homs gar als befreite Stadt. 3000 Menschen wurden laut den Vereinten Nationen bisher bei den landesweiten Demonstrationen getötet. Über 5000 seien es wirklich, sagt die Opposition. Und über 35 000 Menschen steckten in Gefängnissen und Schulen, die zu Kerkern umfunktioniert wurden.

Es ist für Journalisten schwierig, vor Ort mit Aktivisten zu sprechen, um zu

erfahren, welches die Gründe für ihre Wut gegen das Regime sind. Das Interview mit drei Männern in Damaskus kann nur im fahrenden Auto stattfinden, nirgends sonst ist es sicher. Kellner, Taxifahrer, Hoteliers – viele von ihnen arbeiten dem Regime zu. Im Wagen sprechen sich die drei Männer untereinander nur mit ihren Tarnnamen an, so sehr haben sie verinnerlicht, sich schützen zu müssen.

«Ich habe keine Freiheiten, darf bestimmte Bücher nicht lesen, weil der Schreiber Unerlaubtes zu Papier gebracht hat», sagt der 38-Jährige, der sich Abu Hamza nennt. Er ist einer der Organisatoren der lokalen Widerstandskomitees. Es seien nicht Armut oder fehlende Perspektiven, die ihn antrieben, erklärt er. Als Ingenieur sei er ausreichend abgesichert. Es sei die Willkür des Systems, die ihn rasend mache. «Es gibt kein Nein in Syrien, sondern immer nur ein Ja. Denn man hat Angst, dass sonst ein Polizist oder ein Geheimdienstmann zu einem nach Hause kommt und einem alles wegnimmt.» Selbst auf wissenschaftlichen Kongressen könne man nicht die Wahrheit sagen, im Geschäftsleben könne man seine Ideen nicht verwirklichen. Das Land werde von der Sippe des Präsidenten dominiert und ausgesaugt.

Während der Präsident die Politik beherrscht, ist sein Bruder für Armee und Geheimdienste zuständig. Die Ökonomie kontrolliert Rami Makhlof, der Cousin des Präsidenten. Tatsächlich gehen die meisten lukrativen Aufträge an ihn, bis zu 60 Prozent der syrischen Wirtschaft kontrolliert er nach Schätzungen der «Financial Times» durch sein Firmennetzwerk. Dazu kommt die Korruption: 2010 ermittelte die syrische Regierung, dass in 19 Monaten über 130 Millionen US-Dollar in dunkle Kanäle geflossen seien.

Während der nächtlichen Fahrt durch die Strassen von Damaskus sind immer wieder junge Männer zu sehen, die gelangweilt herumstehen. Doch wer genau hinsieht, entdeckt an ihrer Schulter einen schmalen Riemen. Sie tragen eine AK47, ein Schnellfeuer-gewehr, am Rücken. An öffentlichen Plätzen, an denen Demonstrationen stattfanden, treiben sich auffällig viele Männer herum, einige davon mit Walkie-Talkies: Sie gehören zu einem der 18 syrischen Geheimdienste. Falls sich hier wieder eine Menschenmenge versammeln sollte, fordern sie Verstärkung an, um die Protestierenden zu vertreiben. Hunderttausende Menschen stehen dem Regime zur Verfügung, teilweise aus der öffentlichen Verwaltung. Aus ihnen und aus vielen freigelassenen Kriminellen besteht Asads Schlägertruppe Shabiha.

Ein toter Knabe

Zurück in Duma. Der Tag der Demonstration. Die Männer verlassen mittags das Haus, ihr Versteck. Mit einem Blick in die Gasse prüfen sie, ob die Luft rein

ist, ob keine staatlichen Sicherheitskräfte lauern. Von den verschiedenen Moscheen ist der Gebetsruf zu hören, die Menschen in den Gebetshäusern bereiten sich dort auf die Demonstrationen vor. Ein paar Minuten später machen sich erste Protestierende bemerkbar, wenige hundert Menschen. Sie rufen: «Nieder mit Asad!», und wollen jene abholen, die bereitstehen, um zur Hauptdemonstration im Stadtzentrum zu ziehen. Dann plötzlich ein lautes Krachen, ein Schuss – Tränengas. Die Menge stiebt auseinander, runter von der Hauptstrasse, hinein in die engen Seitenstrassen. Plötzlich ein zweiter lauter Knall. Der Rauch vom brennenden Plastic der Barrikaden verdunkelt den blauen Himmel. Unser Kontaktmann erhält einen Anruf. «Ein paar Meter weiter sind Scharfschützen auf dem Dach, wir können da nicht weiter», erklärt er. Auf einmal sind aufgeregte Rufe zu hören, ein Motorrad fährt vorbei, Demonstranten rennen nebenher. Nebst dem Fahrer befinden sich zwei weitere Personen auf dem Sitz: Quer darüber liegt ein Knabe, vielleicht 9-jährig. Der Vater dahinter hält ihn in seinen Armen, damit er nicht hinunterfällt. Das Kind hat die Augen geschlossen, bewegt sich nicht mehr. Sein Hemd ist rot von Blut. Ein Scharfschütze hat es erschossen.

Soldaten laufen über

Die Menschen sind aufgeregt, wütend, verstört – aber sie bleiben friedlich, schwenken Olivenzweige und skandieren weiterhin: «Allahu Akbar» – Gott ist gross. Sie rufen die höchste Autorität an, die sie kennen, um deren Hilfe gegen ein Regime zu erbitten, das gnadenlos gegen sie vorgeht. Unser Kontaktmann erhält einen weiteren Anruf. 50 desertierte Soldaten marschierten auf die Stadt zu, um die Demonstranten gegen Shabiha, Armee und Geheimdienste zu verteidigen.

Immer mehr Soldaten wechselten in den vergangenen Monaten auf die Seite der Aufständischen, mittlerweile sind es laut der Opposition 15 000, die sich zur Freien Syrischen Armee formiert haben. Eines Tages, wenn sie genug Waffen haben, wollen sie militärisch gegen das Regime vorgehen.

Für den ausländischen Journalisten werde es hier zu gefährlich, sagen die Aktivisten. Aus dem Hof des Verstecks wird ein Motorrad hervorgeholt, dann geht es in rasender Geschwindigkeit über Staubpisten in die scheinbar sichere Nachbarstadt Mesraba. Am Wegesrand stehen kleine Gruppen von Männern, sie blicken misstrauisch und abweisend. Überall Abfall, halb zerfallene Häuser, die Armut ist deutlich zu sehen. Wenn der Wind kurz abflaut, sind Schüsse zu hören. Die Hauptstrasse zwischen den beiden Orten ist menschenleer. Jugendliche bewachen Barrikaden aus leeren Metallfässern und Steinen, sie sollen – zumindest kurzfristig – das Militär aufhalten. Hastig bedeutet der Fahrer ihnen, die Barrika-

den wegzuräumen, uns durchzulassen.

Auch in Mesraba haben sich etwa 200 Personen versammelt, um zu demonstrieren. Auch sie brüllen: «Nieder mit Asad!» Die Aktivisten tragen die vorläufige Bilanz der Zusammenstösse in der Region zusammen: 3 Tote, mehr als 30 Verletzte und 300 Festnahmen. Über 5000 Sicherheitskräfte haben versucht, die Demonstrationen zu unterdrücken – 50 Iraner sollen ihnen dabei geholfen haben. Es ist in Syrien längst kein Geheimnis mehr, dass Iran das Asad-Regime nicht nur finanziell unterstützt. Das schiitische Nachbarland sendet Militärberater und Techniker, die das Internet und Telefonate abhören, auch Scharfschützen aus den Reihen der Elitetruppe der Revolutionswächter, die beim Niederschlagen des Aufstands helfen sollen.

Wieder drängen die Aktivisten zum Aufbruch, es sei zu gefährlich, länger an einem Ort in der Stadt zu bleiben. Mit drei Autos geht es weiter, die Strassen in Mesraba sind leer. Plötzlich fallen Schüsse, knapp verfehlen sie den hintersten Wagen, Kies spritzt neben den Reifen auf. Shabiha, Armee? Niemand weiss es. Schnell geht es weiter, durch die Felder zwischen den Städten, an Äckern, Wasserkanälen und Olivenhainen vorbei, die still in der Nachmittags-sonne liegen. Im neuen Versteck, einem Bauernhof, entspannen sich alle beim Essen.

Dann flammt wieder ein Gefecht auf, der Lautstärke nach nicht weit entfernt. Zwischen den Gewehrsalven ist das Zischen und Knallen eines Granatwerfers zu hören. Als es nachts abflaut, wird erneut das Versteck gewechselt. In einer verstaubten Garage trifft man sich mit weiteren Aktivisten. Auch der 38-jährige Abu Hamza ist da. Er erzählt, das tote Kind auf dem Motorrad sei in eine Privatklinik gebracht worden. Doch von dort habe die Shabiha den Leichnam entführt. Wahrscheinlich, um die Eltern zu einem stillen Begräbnis zu zwingen. Das Regime will keine symbolbeladenen Beisetzungen, bei denen gegen Gewalt protestiert wird.

Plötzlich sind von der Strasse Warnrufe zu hören. Abu Hamza springt auf, macht das Licht aus, flüstert: Shabiha. Seine Stimme ist angespannt. Alle schweigen, warten in der Dunkelheit. Ein Auto rollt an, Kies knirscht unter den Rädern. Es fährt vorbei. Die Luft ist wieder rein. Im Nachbarviertel sind einzelne kleine Geschäfte geöffnet. Zum Beispiel der Metzgerladen. Grell beleuchtet das Licht die Lammhälften im Schaufenster. «Die Shabiha-Truppen trauen sich nicht hierher», erklärt Abu Hamza. «Jedenfalls nicht nachts.» Aber als sie tagsüber hier waren, besprühten sie Wände und Metallrollläden der Geschäfte mit Losungen wie «Asad ist euer Gott!» oder «Wir werden immer hier herrschen!».

Ein auffälliges Krankenlager

Ganz in der Nähe haben die Oppositions-

nellen ein provisorisches Krankenlager in einem baufälligen Haus aufgebaut. Denn immer wieder hat das Regime die Krankenhäuser durchsucht, um angeschossene Demonstranten verschleppen und ermorden zu lassen. Blutige Mullbinden liegen auf dem Boden, Verletzte liegen auf Bahren. Einem von ihnen hat die Kugel eines Scharfschützen den Wangenknochen zertrümmert. Sie blieb im Hals stecken. Einen anderen hat es noch schlimmer getroffen: Seine Lunge ist durchschossen, sie füllt sich langsam mit Blut. «Er wird es wohl nicht überleben», sagt Abu Hamza. «Wir verfügen nicht über die medizinischen Geräte, um ihm zu helfen.»

Die Morde, die Folter, die Willkür – die Gewalt, mit der die Regierung in Duma zuschlug, ist kein Einzelfall. An jenem Freitag fanden in Syrien landesweit Dutzende Demonstrationen mit Zehntausenden Beteiligten statt. 12 Menschen wurden getötet. Auch an normalen Wochentagen kommt es trotz allen Risiken zu Protesten – so sehr haben die Menschen genug vom Asad-Regime. «Wir haben keine Angst mehr», sagt Abu Hamza auf dem Rückweg nach Damaskus. «Wenn wir getötet werden, dann passiert's halt. Aber wir wollen ein besseres Leben für unsere Kinder erzwingen. Denn das hier ist kein gutes Leben.» In Würde und Freiheit in einer Demokratie zu leben, das sei das Ziel. Dafür würden sie weiter demonstrieren. «Bis das Regime jeden Einzelnen von uns ermordet hat – oder bis es endlich verschwindet.»